

**Die Hauptsache war:**

**Überleben!**

Erzählungen und Berichte zum Ende des Zweiten  
Weltkrieges

Karlheinz Sellheim

## **Das Buch:**

Am 4. Mai 1945, kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs, gerät eine Gruppe von Männern östlich der Elbe in russische Gefangenschaft. Drei Jahre dauert das leidvolle Dasein in einem Lager in der Nähe von Kaunas/Litauen. Im Zivilberuf Bankkaufmann, erweist einer der Gefangenen viel Spürsinn, wenn es darum geht, für seine Kameraden und das Lager Dinge des alltäglichen Bedarf zu 'organisieren'.

Die Hauptsache war: überleben! schildert das harte Leben der Gefangenen in Litauen.

## **Der Autor:**

Karlheinz Sellheim wurde 1958 in Oberhessen geboren.

Im Oktober 2011 war er Mitbegründer des gemeinnützigen Literaturvereins "Autorentreff Bad Camberg e. V." und 12 Jahre der Vereinsvorsitzende.

Nach drei eigenen Büchern hat er sich auch mit insgesamt 5 Kurzgeschichten an gemeinsamen Vereinsanthologien beteiligt.

**Die Hauptsache war:  
Überleben!**

von

Karlheinz Sellheim



Tuschel-Verlag

© 2024 Karlheinz Sellheim  
2. Auflage

Herausgeber: Tuschel-Verlag  
Autor: Karlheinz Sellheim  
Umschlaggestaltung, Illustration: KI-Gestaltung, Tuschel-Verlag  
Korrektur: Stefan Katgeli

Verlag & Druck: Tuschel Verlag, Inh: Stefan Katgeli, Wallstadter Str. 14a,  
63811 Stockstadt  
ISBN: 978-3-911390-15-6

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



# Widmung

Dieses Buch ist all denen gewidmet, die diese schrecklichen Jahre des Krieges mitmachen mussten und denjenigen, die nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft ein neues Deutschland aufgebaut haben.

Es ist auch denen gewidmet, die leider nicht mehr zurückkommen konnten und nun für immer in Gefangenschaft geblieben sind.

Vor allem aber ist es meinem Vater gewidmet, der nicht nur durch seine Hände Arbeit mit dazu beigetragen hat, ein besseres Deutschland aufzubauen, sondern bei aller Geschäftigkeit auch immer ein guter Vater war.

## Vorwort

Rund acht Jahrzehnte ist es her. Wenn man richtig überlegt, ein ganzes Menschenleben. Dennoch ist das Geschehene, besonders das Kriegsende und die anschließende Gefangenschaft, wie sie sicher in diesem Ablauf nur wenigen aus der großen Masse beschieden war, noch lebhaft in Erinnerung.

Einzelheiten aus diesem Lebensabschnitt, des Gefangenseins, hat mir mein Vater immer wieder bei irgendwelchen Gelegenheiten erzählt und damit viel Interesse geweckt. Interesse an dieser Zeit, an ihm als Person, an einem ganz besonderen Leben. Ein Leben nicht nur einer einzelnen Person, sondern einer ganzen Gruppe von Männern.

Männer, die in einen hirnrissigen und sinnlosen Krieg ziehen mussten. Die, die Elend und Zerstörung kennengelernt haben. Die Entbehungen, unvorstellbar für uns junge Mächtegerne, in Kauf nehmen mussten und uns daraus, endlich wieder zu Hause, ein Leben bauten, wie wir es heute vorfinden.

Alle Achtung diesen Männern.

Aber auch Menschliches und ab und an sogar Lustiges wird nicht verschwiegen.

Es ist die wahre Geschichte nicht nur meines Vaters, sondern auch Geschichten, die er am Rande erzählt bekam oder miterlebte. Die Geschichten, die andere aufschrieben in Briefen oder festgehaltenen Gedanken, was gemeinsam erlebt wurde, ohne etwas zu beschönigen oder zu verdammern, ohne Hass, aber auch ohne Stolz.

Doch, ein bisschen Stolz schon, nämlich auf das, was sie im Nachhinein zu leisten imstande waren, um sich, den Frauen und ihren Nachkommen ein besseres Leben zu gönnen.

Ein fiktiver Erzähler erlebt noch einmal mit den Soldaten, was diese tatsächlich in ihren schwersten Stunden erlebten und was sie bewegte, als sie die besten Jahre ihres zum Teil noch so jungen Lebens vergeuden mussten.

## **Es war der dritte Mai 1945:**

Der Führer war tot, totale Kapitulation, Auflösung des Militärs, ein unendliches Chaos! Diese Unheil verheißenden Parolen schlichen von allen Seiten in die Reihen des kleinen Trosses, dem auch ich angehörte.

Wir waren mit etwa vierzig Mann um ein bespanntes Fuhrwerk geschart. Unser Sprechfunkgerät hatte längst seinen Geist auf- gegeben. Die bisher so präzise erfolgten Befehle von oben waren plötzlich verstummt.

Ratlosigkeit hatte uns befallen, was tun? Für alles, auch für die kleinsten Dinge, hatte es beim Militär eine HDV, eine Heeresdienstvorschrift gegeben. Doch an eine solche fatale Situation, Zusammenbruch, hatte man nicht gedacht oder wollte nicht da- ran denken.

Die Verbindung zur Einheit, einer rasch zusammengewürfelten Truppe, die in Rückzugsgefechte verwickelt war, bestand nicht mehr. Also Grund genug, einen letzten Auflösungsakt in einer Waldlichtung zu vollziehen. Wenige Worte eines Leutnants, wohl die letzten in seiner Eigenschaft als Offizier, genügten, den Haufen zu entlassen und jeden auf sich selbst zu stellen. Einige in den Wald geflüchtete Zivilisten hatten sich schnell ein- gefunden. Zunächst schüchtern, dann immer

dreister werdend, beteiligten sie sich lebhaft an der Aufteilung der auf dem Wagen mitgeführten Bestände. Bepackte Tornister, einige Esswaren, Kleidung, Decken und verschiedenes mehr. Auch das Gespann samt Wagen bekam einen neuen Besitzer. Ob der die beiden Pferde selbst weiter verwenden konnte, ob er sie verscherbelte oder dem nächsten Metzger zuführte, um seit langen wieder einmal etwas zu Essen zu haben, aber wer weiß das schon.

Wohin aber nun mit uns?

Wir wussten, dass wir in der Nähe von Neustadt an der Dosse waren, also bald an der Elbe, und, dass uns der Russe im Nacken saß. Weiter nach Westen hin absetzen war die einzige Lösung. Aber wie?

Bald sickerte durch, dass etwa fünf Kilometer westwärts eine Landestelle liegen soll, an der angeblich vor wenigen Stunden noch die Amerikaner deutsche Landser auf Booten auf die andere Seite geholt haben.

Diese Nachricht hatte sich anscheinend schon mehrfach herum- gesprochen, denn aus allen Ecken kamen einzeln und in kleinen Trupps mehr oder weniger abgerissene Soldaten und strebten der bezeichneten Stelle zu, als vermutlich einzigem noch off nem Ausweg.

Wild jagten im überhasteten Vorwärtsstolpern die Gedanken durcheinander.

Wir nahmen im Sprung die Elbe, durchzogen Dörfer und Städte, immer westwärts, saßen auf Lastwagen und Eisenbahnwaggons, alles schemenhaft hinter uns lassend.

Doch als die Elbe und die angekündigte Landestelle näher in Sicht kamen, fanden alle heimwärts gerichteten Fantastereien schnell wieder ein Ende. Das Grübeln hörte auf und machte der Realität Platz, die mit vielen Fragezeichen versehen war. Hunderte von Offizieren und Mannschaften hatten sich schon angesammelt.

Von Schiffen und Amerikanern war jedoch nichts zu sehen.

## **Es war der vierte Mai 1945:**

Um die Mittagszeit drängten sich die Zusammengeströmten, die ständig noch Zulauf bekamen, dicht an der Anlegestelle zusammen. Hingehockt auf dem Tornister, dem Rucksack, der Decke oder dem Brotbeutel, stierte alles erwartungsvoll nach der anderen Seite des Stromes.

In der Tat löste sich dort ein größerer Kahn vom Ufer und kam auf unsere Stelle zu.

Die ganze Masse, eben noch am Boden klebend, war urplötzlich auf den Beinen und drängt zum Ufer. Unbeschreiblich ist das Durcheinander, der rücksichtslose Kampf um die vielleicht letzte Chance, zu den auf der anderen Seite stehenden Amerikanern zu kommen.

Die vordersten, einst so stolzen Soldaten, hatten sich längst ihres Gepäcks und ihrer Kleider entledigt, schwammen, jetzt schon fast Körper an Körper, auf den herannahenden Kahn zu. Der war schon bald voll, überfüllt und dreht in der Mitte des Stromes dann wieder ab.

Wie Trauben oder Kletten hingen die nackten Körper noch zu Dutzenden an den Außenwänden. Für viele war es der große Sprung.

Einige schwammen weiter durch, andere verließ die Kraft. Sie konnten weder weiter noch zurückschwimmen. Ein schrecklicher Anblick. Kaum zehn Minuten dauerte der ganze Spuk.

Unmittelbar an unserem Ufer spielten sich nicht minder tragsche Szenen ab. Wer von denen, die am Ufer standen, konnten dem Druck der Nachdrängenden Widerstand leisten? Mit Sack und Pack wurden viele ins Wasser gedrängt. Manche konnten vielleicht noch im Schlamm oder am Gestrüpp Halt finden, aber einige ereilte das gleiche Schicksal wie den vielen Kameraden im Strom.

Wenig später kamen kleine Motorboote von der anderen Uferseite über das Wasser geflitzt, mit drei oder vier Amerikanern besetzt, die Schnellfeuerwaffe im Anschlag. Wer von uns noch seine Pistole hatte, konnte sie als Preis für die Überfahrt versetzen. Fein, dachte ich, du hast ja auch noch so ein Ding an dir hängen. Also ran an das nächste Boot. Doch umsonst, das Angebot war so groß, dass auch diesmal wieder nur die zum Zuge kamen, die am Ufer standen. Da ich nicht ganz vorne dran stand, war auch jene Chance für mich vertan.

Die Nacht brach an, ohne dass sich der Kahn noch einmal zeigte. Das Heerlager war noch größer geworden

und wartete stumm, vielleicht noch hoffend, größtenteils mit knurrendem Magen, auf den nächsten Tag.

## **Es war der fünfte Mai 1945:**

Nach kalter, feuchter Nacht lag am Morgen des fünften Mai 1945 die ganze Landschaft grau in grau und in eine Nebelschicht gehüllt. Ab und zu hörte man so etwas wie Ruderschläge.

Ganz Mutige hatten notdürftig ein Floß zusammengezimmert, das aber bestenfalls dazu ausreichte, sich daran festzuhalten, um vielleicht schwimmend das andere Ufer zu erreichen.

Ein Pferd wurde herangeführt, nur mit einem Halfter versehen. Es trug eine nackte Gestalt, bei deren Anblick es einem eiskalt den Buckel herunterlief. Das Tier tastete sich vorsichtig in die Fluten, verschwand mit seinem Reiter im Nebel, bis nur noch ein aufgeregtes Schnauben zu vernehmen war.

Etwas stromabwärts soll das Pferd alleine wieder an Land gekommen sein. Wo war sein Reiter geblieben? Hatte dieser schwimmend das andere Ufer erreicht?

Einige wurden ungeduldig, ja sogar hysterisch, sie verloren buchstäblich die Nerven, warfen die Kleider ab und sprangen nach kurzer Abkühlung in das bitterkalte

Wasser. Kräftige Arm- und Beinschläge waren vernehmbar, wurden schwächer. Aus dem über dem Strom besonders dichten Nebel wurden Hilferufe laut: „Gebt Zeichen! Wo seid ihr? Wo sind wir? Womüssen wir hin?“ Starke Strudel, in die die Schwimmer vermutlich geraten waren, hatten jede Orientierung unmöglich gemacht. Der Nebel tat sein Übriges.

So mussten auch einige von denen ihren letzten Mut der Verzweiflung mit einem nassen, unwürdigen Grab bezahlen. Wie viele von jenen, Ungeduldigen, Heimwehbeseelten werden selbst heute noch gesucht, ohne dass ihr Schicksal oder ihr Verbleib zu klären ist.

Ähnliches zu versuchen habe ich mir dann in Windeseile ausgedenkt. Nicht zuletzt angesichts meiner üblen Schwimmkünste. Fünf Jahre Krieg, mit Glück überstanden. Ein Glück, dass ich in letzter Minute nicht aufs Spiel setzen wollte. Nein, lieber einer Ungewissheit entgehen und versuchen, diese zu meistern, aber leben!

Die Zeit verstrich, ohne dass sich etwas tat. Meine Pistole hatte ich längst resignierend dem Grund der Elbe anvertraut. Alle lagen herum, dösend, hungernd, frierend, wartend auf das, was da kommen sollte.

Doch plötzlich sauste ein russisches Jagdflugzeug über unsere Köpfe hinweg. Der Pilot hatte ja freie Sicht, es gab keinen Widerstand, was er wie ein Besessener weidlich ausnutzte. Hin und her, hin und her, eine MG-Salve nach der anderen ließ er herunterregnen. Die letzte Wut tobte sich hier gegen eine wehrlose Masse aus. Lautes Rufen überall. Menschen liefen herum wie aufgeschreckte Hühner.

Tränen der Verzweiflung, Aufschreie der Getroffenen, Kameraden bemühten sich um die, denen noch zu helfen war. Nun endlich war es vorbei. Oder nicht?

Es war Nachmittag, und von weitem hörte man Gesang, der sich beim Näherkommen eher als Gegröle entpuppte. Iwans, siegestrunken und mit vom Wodka versoffenen Kehlen.

Wer wollte es ihnen verwehren? Sie kamen von allen Seiten, teilweise noch mit der Pulle in der Hand, gingen sie triumphierend durch die Reihen der am Boden liegenden deutschen Soldaten, die sich, willenlos, entmutigt, an keinerlei Widerstand mehr denkend, ihrem Schicksal ergaben. Plötzlich stand ein Russe auch vor mir. Die Knarre über dem Rücken und die Mütze im Genick.

Mit feucht glänzenden Schweinsäuglein, irgendetwas in die Gegend lallend, deutete er auf meine Schulterstücke und

Spiegel und machte eine unmissverständliche Handbewegung, die besagte, dass ich das Zeug abnehmen soll. Ich empfand es noch als sehr freundlich in Anbetracht der Situation, denn er hätte sich das Recht herausnehmen können, mir sie auf ganz andere Art zu entfernen.

Offensichtlich war er aber zufrieden in seinem Rausch.

Ein Kamerad hatte bald mit seinem Taschenmesser mein Lametta abgetrennt. Überzeugt, einen Orden verdient zu haben, schwankte mein Befreier zur nächsten Eroberung.

Ich war Oberzahlmeister, also Wehrmachtsbeamter. Damit hatte ich einen der bestgehassten Dienstgrade. Auf der einen Seite war damit eine begehrte und verantwortungsvolle Charge geboten, die für Geld, Unterkunft und Bekleidung, aber auch für die Verpflegung der Truppe zuständig war.

Auf der anderen Seite hatten sich aber auch einige weniger qualifizierte Herren eingeschlichen, die diesem Stand durch Haltlosigkeit und Missbrauch ihrer Verantwortung einen abträglichen Ruf einbrachten.

Glück hatte ich bis dahin, zumal wegen der zahlreichen handfesten Möglichkeiten, das Los so vieler zu teilen und hopszugehen. Ich brauchte nur an die zurückliegenden

Märztage zu denken. Rosenberg, der kleine Hafen bei Heiligenbeil in Ostpreußen, war unsere letzte Zufluchtsstätte, um über das Haff nach Pillau zu gelangen. Aus allen Kalibern bekamen wir an der Anlegestelle auf engstem Raum russisches Maschinengewehrfeuer.

Die Leichen lagen hier dicht beieinander. Wie traumwandelnd hatte ich mich, mich zeitweise auf dem Bauch vorwärts bewegend, zunächst auf ein Floß und dann auf ein Sturmboot gerettet, im Schutze einer stockfinsternen, nur durch Geschützfeuer erhellten Nacht. Nur wenige waren damals durchgekommen.